

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Betrachtung des hinkenden Boten über die Hirngespinnste unserer Zeit.

Unsere Zeit, nebst vielen andern Gebrechen, laborirt an zwei Hauptkrankheiten: der Widerwille gegen jeden Höhergestellten, gegen jede obrigkeitliche Gewalt, woraus erfolgt daß Niemand gehorchen will, doch Jedermann befehlen möchte; und der Neid des Minderbegüterten gegen den Reichern. Würden diese zwei Krankheiten geheilt, so verschwände von selbst manches andere Uebel.

Sobald es bei einem Volke, durch Aufhebung der Zeitschriften und dem Geschrei der Parteien, so weit gekommen ist, daß es keine Ehrfurcht mehr hegt für die konstituirte Gewalt, so ist es zeitig zum Aufruhr, und bereit Barrikaden aufzuwerfen. Wenn auch eine starke und wachsame Polizei den Ausbruch verhütet, so ist's schon genug daß die Luft mit den elektrischen Dünsten geschwängert sey, woraus die Volksstürme entstehen, um ein banges Erwarten über die Gesellschaft zu verbreiten; dann kann nimmer ein gutes Zutrauen sich einstellen, der Handel stockt, und der unbehagliche Zustand greift um sich.

Gesetzt nun, daß diese heimliche Neigung zur Meuterei durch irgend einen Vorwand gesteigert werde, und die öffentliche Gewalt in ihrer Wachsamkeit ein wenig nachlasse, so bricht ein neuer Barrikadenkampf aus, wo endlich der Sieg sich für die Unruhbestifter erklären kann. Was wird dann geschehen? Diese Männer, die stets über Unterdrückung geklagt haben, werden die brutalsten Unterdrücker; sie, die unaufhörlich über die Last der Steuern geschrien, werden, so wie sie Meister sind, die ärgsten Gelderpresser, durch noch drückendere Steuern, durch Zwangsanleihen und Requisitionen aller Gattung. Hat man dergleichen nicht erlebt in Frankreich, im dreiundneunziger Jahre, und, darf ich's sagen, auch zum Theil im achtundvierziger, jüngst aber in der Pfalz und im badischen Lande? So geht es, und so muß es gehen, da wo alle Bande gelöst sind, welche die menschliche Gesellschaft zusammen halten. Ist so etwas wünschenswerth?

Untersuchen wir nun die andere Hauptkrankheit, die da heißt: Neid des Armen gegen den Reichern, Communismus, das Bestreben nach gleicher Gütervertheilung.

Der ungleiche Bestand des Vermögens ist so alt

als die Welt, er ist eine Schickung Gottes, und reicht hinauf bis zur Vertreibung Adams aus dem irdischen Paradiese, als der Schöpfer die Erde verfluchte, und über das Menschengeschlecht das Urtheil aussprach: „Mit vieler Arbeit sollst du essen von ihr alle Tage deines Lebens.“

Ob jedes zusammengehäuete Vermögen ehrlich und redlich erworben sey, haben wir nicht zu untersuchen, können es auch nicht erforschen; das wissen wir aber, dort oben ist ein Allwissender: dieß sey uns genug, und Niemand als Ihm gebührt das Recht der Vergeltung.

Wie erwirbt man Reichthum auf redliche Weise?

Diese haben ihr Vermögen von fleißigen Eltern oder andern Verwandten ererbt, und der Besitz reicht manchmal hinauf bis in's dritte, sechste Glied, oder noch weiter. Habet Ihr das Recht es ihnen zu nehmen?

Andere haben es durch Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsamkeit sauer erworben. Habet Ihr das Recht es ihnen zu nehmen?

Warum ist Dieser und Jener arm?

Dieser hatte das Unglück, von armen Eltern geboren zu werden, und es fehlt ihm an Geistesanlagen und an Gelegenheit sich Vermögen zu verschaffen. Er hat aber gesunde Arme, kann arbeiten, sey es auch nur als Tagelöhner, und will er arbeiten, so wird ihm das liebe Brod nie fehlen; auch er kann zufrieden leben, wenn er sich in seine Lage zu schicken weiß, und bedenkt: „Dort oben ist der Bergelter. Hab' ich's sauer auf dieser Welt, desto größerer Lohn erwartet mich jenseits.“ Dieß ist die christliche Philosophie, die einzig wahre, die einzig wirksame: was die Weltweisheit der Menschen darüber erfinden mag, ist Hirngespinnst, ist unausführbare Utopie.

Ein Anderer hat Vermögen gehabt, hätte es noch vermehren können; er hat es aber nicht zu Rathe gehalten, hat es verschlemmt, und daß er jetzt arm geworden, ist seine eigene Schuld. Würde ihm heute durch ein Ungefähr, durch Erbschaft zum Beispiel, neues Vermögen zufließen, in kurzer Zeit wäre es wieder verschwendet. Diesem ist halt nicht zu helfen.

Für ganz Hülflose, die Alters oder Krankheits halber ihr Brod nicht mehr verdienen können, haben unsere christlichen Voreltern Zusuchthäuser gestiftet; reichen diese nicht aus, so nimmt

christliche Milothätigkeit wirksamer sich ihrer an, als philanthropische Projekte es thun können, die wir jedoch nicht verwerfen wollen.

Was aus einer Güter-Vertheilung erfolgen würde, hat der hinkende Bote schon in einem frühern Kalender gesagt. Er will hier nur ein Bild entwerfen, wie es wäre wenn allenthalben Gleichheit des Vermögens bestände, wo also Niemand etwas Uebrigés hätte.

In dieser Voraussetzung würde es mit dem Handel und den Künsten schlimm aussehen; ein Jeder wäre auf sich selber beschränkt, auf die Anschaffung des Unentbehrlichsten; auf jene Luxus-bequemlichkeiten, welche das Leben verschönern, müste man verzichten. Also müßten diejenigen, die der Verfertigung solcher Gegenstände ihren Wohlstand verdanken, die Goldarbeiter, die Tapetirer, die Maler, die Bildhauer und eine Menge anderer Handwerker, ihre Gewerbe einstellen. Wer weiß ob es nicht dazu käme, daß Jeder selbst seine Schuhe und seine Kleider verfertigen müste. An das Erbauen schöner Häuser, bequemer Wohnungen wäre nicht zu denken, wir müßten unter Hütten wohnen: man brauchte keine Architekten mehr, und die Maurer hätten blutwenig zu schaffen. Sein Gut vergrößern, wie könnte man dieß? Niemand würde sich als Tagelöhner verdienen, um es bebauen zu helfen.

Ich kann einen allenthalben und durchaus gleichen Stand des Vermögens nicht besser vergleichen, als mit einer ungeheuern Ebene ohne Berge und Thäler, wo es keine Flüsse gäbe, weil es an den großen Behältern fehlt woraus sie entstehen, und an den Abhängen worüber sie abfließen: eine solche unbewässerte Ebene wäre eine unfruchtbare Wüste, wie der Sahara. Die Schätze der Reichen sind die Berge wo die Gelder aufbewahrt liegen, welche durch die Ausgaben des Luxus abfließen, und in ihrem Laufe den Handel und die Künste beleben. Je größer diese Berge sind, desto stärker ist der Geldfluß. Ohne einen solchen Stand der Dinge, wäre die menschliche Gesellschaft wie versteinert, wie ein Körper ohne Blutumlauf; wir müßten leben wie die Wilden, zu denen noch keine Civilisation gelangt ist. — Saget, ist ein solches Leben wünschenswerth?

Da höre ich den armen Hansmichel, der mir sagt: Hinkender Bote, ich gestehe es zu, daß es Arme und Reiche geben muß; ich möchte aber auch einmal ein Reicher seyn, und zusehen wie Ihr Reichen euch in die Armuth schicken thätet. — Darauf antworte ich: Der Reichthum ist Jedermann zugänglich, wie der Marschallsstab jedem Soldaten; man hat dergleichen durch ein glückliches Zutreffen günstiger Umstände entstehen

gesehen, wie auch Reiche, die ohne ihre Schuld durch Unglücksfälle verarmt sind. Wohlán, Hansmichel, trachtet durch Fleiß und Sparsamkeit Euch einigen Wohlstand zu verschaffen, das ist Euch nicht verwehrt. Vom Wohlstande zum Reichthum ist's dann nicht mehr so weit.

Zum Beweise will ich Euch folgende wahre Geschichte erzählen:

Einer der reichsten Bankier von Paris, Herr Andreas Z... heirathete im Jahr 1845 die einzige Tochter eines Marquis, Párs von Frankreich und ehemaligen Gesandten. Die Vermählung wurde mit vieler Pracht in der Kapelle des Luxemburg, Palast's der Párie, eingeseget, von wo man sich in das prachtvolle Hotel des Bankiers begab, um an den Festlichkeiten Theil zu nehmen.

Am Morgen des Vermählungstages erwarteten die Kutschen des Herrn A. Z... im Hofe ihren Herrn, und er selber wartete auf seine Zeugen in einem von oben bis unten vergoldeten Saale, als ein Kammerdiener meldete: „Die Schneider des Herrn.“

Zehn Schneider traten ein, deren jeder einen großen Pack unter dem Arme trug, und heimlich über den sonderbaren Auftrag lachte.

Diese zehn Schneider überbrachten fünfzig Kleidungen für savoyer Kaminfegers-Jungen, von verschiedener Größe für verschiedene Alter, vom zehnjährigen bis zum vierzehnjährigen Knaben, und legten dieselben auf die reichen Armsessel des Saals. Herr Z... durchmusterte als Kenner diese Unterleibeln, Kamisole und Hosen von grobem Wollenzeug, ward damit zufrieden, und beschenkte mit zwei tausend Franken diese Schneider, die darüber ganz verwundert abzogen.

Diesen Schneidern folgten die Mützenmacher mit fünfzig wollenen Mützen, dann die Hemdenmacher mit fünfzig Hemden, die Holzschuhfrämer mit fünfzig Paar Holzschuhen, endlich die Lautenmacher mit fünfzig neuen Leiern. Alle, reichlich bezahlt, traten wieder ab, von Staunen ergriffen, denn sie konnten sich nicht erklären was für ein Schwank oder eine Wette dahinter steckte.

Nun ließ Herr Z... alle seine Comptordienere rufen, und richtete folgende Worte an sie:

— Ihr habet alle Stadtviertel von Paris zu durchwandern. Ladet alle Kaminfegersbuben ein die Ihr antreffen werdet, bei mir zu Mittag zu speisen. Ihr versprechet einem jedem der annimmt einen Louisd'or. Habet Ihr fünfzig beisammen, so führet sie hierher. In meinem Badesaal findet Ihr alles bereit was nöthig ist, um sie vom Kopf bis zu den Füßen sauber zu waschen... Ist dieß geschehen, so lasset Ihr sie diese Kleider anziehen,

einen jeden nach seiner Leibesgröße; dann wird für sie in diesem Saale die Tafel gedeckt, während unsere übrigen Gäste im Nebensaale speisen.

Die Comptordienner, ganz verdutzt, ließen sich den Befehl wiederholen, weil sie ihren Ohren nicht trauten, giengen dann fort einen Auftrag auszuführen, der ihnen nicht einleuchten wollte.

Es war einer der herbsten Wintermorgen. Auf Schnee war Eis gefolgt. Das trübe Sonnenlicht beleuchtete das Glatteis ohne es zu schmelzen. Es war ein Wetter um alle Kamine in Brand zu stecken; kurz ein wahres Kaminfeuerwetter. Drum hatten auch die Diener des Bankiers keine Mühe unsere Savoyarden aufzutreiben. Die einen sangen auf den Straßen ihre Kaminfeuerslieder; andere auf den Dächern, wieder andere segten den Schnee in Haufen, jeden Vorübergehenden mit den Worten ansprechend: „Einen kleinen Su, mein Obrist, mein General, mein Prinz,“ und nicht aufhörend bis der Su gereicht wird, denn Niemand kennt die Kraft der Zudringlichkeit besser als der Savoyerjunge.

Ihr könnt euch vorstellen, welcher Zuchts bei diesen Buben entstand, als man ihnen, anstatt eines Su, einen Louiss'or anbot, unter der bloßen Bedingung Theil an einem Hochzeitsmahle zu nehmen. Diese gute Nachricht verbreitete sich von Kamin zu Kamin wie eine telegraphische Depesche; in weniger als zwei Stunden war weit und breit faum ein Savoyard mehr auf den Straßen anzutreffen.

Da die Sendboten des Bankiers nur über die Auswahl verlegen seyn konnten, so wählten sie dreißt die rustigsten, die zerkumpftesten, und machten mit ihnen ihren Einzug in das glänzende Hotel. Groß war also der Abstich dieses Zuges mit dem so eben aus dem Luxemburg zurückkehrenden Zuge der Gallawagen: auf einer Seite die gold- und silberbordirten Livreen, die seidnen und sammetnen Kleider, die Spitzen und Juwelen, die elegantesten Herren, die schönsten Damen von Paris; auf der andern, Gesichter mit Rauch und Ruß geschwärzt, struppige Haare, Lumpen, die kaum die Blöße bedeckten.

Während die glänzenden Hochzeitsgäste ihre Augen abwendeten und sich befragten, was dieß bedeute, warf Herr J... einen langen melancholischen Blick auf die Savoyer, und schien sich innerlich zu sagen: Wo ist das Glück, hier oder dort? — Doch, ein Blick auf seine junge hübsche Gemahlin neben ihm flüsterte ihm die Antwort zu: Es ist hier.

Und er führte sie wie eine Königin in seinen Palast ein, nebenbei durch einen Wink seinen Dienern die Pflege der Kaminfeuer anempfehlend.

Eine Stunde später sah man ein Dächlein, schwarz wie Tinte, durch den Hof rinnen. Es war die Seifenbrühe der fünfzig Savoyer, die so eben aus dem Bade stiegen, ganz ungesteif, und um so weißer, um so rothbäckiger, als sie so zu sagen eine neue Haut angezogen hatten, die seit langem zum ersten Male sich wieder der Luft und dem Licht aussetzte. Aus den fünfzig Teufelchen waren fünfzig Cherubinen geworden.

Darüber war die Stunde des Gastmahls angerückt. Tausend Kerzen, an Gold und an den Spiegeln widerscheinend beleuchteten die Säle des Hotels. Nachdem die Gesellschaft die reichverzierten Wohnzimmer der neuen Eheleute durchwandert hatte, betrat sie den Speisesaal, wo ein köstliches Mahl aufgetragen war; die Gäste reiheten sich um die Tafel her, und hatten die Kaminfeuerungen völlig aus der Erinnerung verloren.

Plötzlich öffneten sich die Flügelthüren des Nebensaals, eben so schön beleuchtet wie jener, gleichfalls mit einer üppigen Tafel besetzt, und, wie jener, mit frohen Gästen angefüllt... Dieß gleich der Wirkung eines Zaubersabls.

Beim Anblick dieser doppelten Hochzeit entfuhr Allen ein Schrei des Staunens, ausgenommen Herrn Andreas J... und seiner Gemahlin, die ein Lächeln des Einverständnisses miteinander wechselten. Bald mußte man aber seinen Augen und besonders seinen Ohren trauen, und die hässlichen Savoyer von vorhin in die niedlichsten Knaben verwandelt erkennen, die alle neugekleidet, mit neuen Hüthen, neuen Holzschuhen, beim Klang ihrer neuen Leiern und ihrer Nationallieder tanzten und hüpfen und sich anschiekten auf Silber zu essen und aus Kristall zu trinken.

Man glaubte sich in die Thäler Savoyens versetzt, und eine alte Sage der Dichter verwirklicht. Nur fehlten die rauchenden Hütten und die schneegekrönten Berge... Herr J... drückte die Hand seiner Frau mit der rechten, mit der linken wischte er sich die rinnende Thräne ab.

— Meine Freunde, sagte er seinen reichen Gästen, verzeihen Sie mir diesen Einfall. Da ich heute der glücklichste Mensch bin, wollte ich die Unglücklichsten an meinem Glücke Theil nehmen lassen.

Diese edle Erklärung erhielt allgemeinen Beifall; man ahnete aber daß noch etwas anderes dahinter stecke, und in der Erwartung des Ausganges dieser Scene, ließen es sich die Gäste, die großen wie die kleinen, trefflich schmecken. Die Kleinen besonders entschädigten sich in einer Stunde für alle Fasttage, die sie in ihrem kurzen Leben so oft erlitten hatten. Die schmachhaftesten Gerichte, die Lecker Speisen, die Confecte, die fein-

sten Weine fanden rüstige Mäuler. Jedoch, unter Obacht kluger Diener, mißbrauchte keiner der Savoyer den dargebotenen Ueberfluß, und alle blieben so ziemlich bei Verstand. Da erhob sich Herr Z... und großes Stillschweigen entstand.

— Wohlan, meine Kinder, befragte er die Kaminfegerjungen, habe ich meinen Zweck erreicht, seyd Ihr glücklich?

Die Knaben antworteten mit Stampfen und Jubelgeschrei, das keiner Erklärung bedurfte.

Einer der Größten rief aus: Wir haben uns belustigt für unser ganzes übriges Leben.

— Nicht für euer ganzes Leben! fiel der Bankier ein, denn Ihr konnet auch glücklich werden durch Euch selbst, und wieder Andere beglücken, wenn das Glück im Reichthum besteht. Ich will es Euch beweisen mit einer Geschichte, worin Ihr sehen werdet, wie die Kaminfeger Millionäre werden.

Bei diesem elektrischen Worte spitzten sich hundert Ohren, wie die der Kavaleriepferde beim Schall der Trompete.

— Ja, meine Freunde, fuhr Herr Z... fort, es hängt nur von Euch ab, auch ein so schönes Hotel, so vergoldete Säle, so prächtige Equipagen zu besitzen, und jeden Tag zu speisen wie Ihr heute gespeiset. Ich habe einen Savoyerjungen gekannt, elender noch als Ihr alle. — Vernehmet seine Geschichte. Diese Lektion wiegt wohl einen Galaschmaus auf.

Er war ein Kaminfeger eueres Alters. Man nannte ihn Heerd- und- Dachlos, weil er keinen Vater, keine Mutter, kein Obdach mehr hatte. Die Leute seines Dorfes gaben ihm ein Kratzeisen, ein Knieleder, einen Käfig mit einem Sperber, einen Laib Brod unter den Arm und einen Stock in die Hand. Dann zeigten sie ihm die Richtung nach Frankreich, und sagten: „Geh, in Gottes Namen.“ Heerd- und- Dachlos zog ziemlich vergnügt fort, er verlor den heimathlichen Kirchturm aus dem Gesichte, gieng sparsam mit seinem Brod um, das er mit seinem Vogel theilte, war jedoch damit bald zu Ende. Er fristete von Dorf zu Dorf sein Leben fort, sang hier für einen Su, tanzte dort für zwei, setzte ein Kamin für eine Portion Suppe, schlief im Kübstall, oder unter freiem Himmel. So hatte er schon über hundert Stunden zurückgelegt, als er in einem großen Walde vom Schnee überfallen wurde. Er marschirte, marschirte so lange ihn die Füße tragen wollten, konnte aber keine Wohnung erreichen. Der Schnee häufte sich an vor seinen Schritten; Hunger gesellte sich zu der Müdigkeit, denn er hatte seit drei Tagen nichts gegessen als einige Wurzeln. Kurz, er glaubte sich von Gott ver-

lassen. Er stellte seinen Käfig auf den Boden, ließ sich am Fuße eines Baumes nieder sinken, steckte die verfrornen Hände in den Busen, und wurde ohnmächtig vor Entkräftung. (Siehe nachstehende Vorstellung.) Es war um Heerd- und- Dachlos geschehen. Es schneite noch immer, und er war an dem, vom Schnee zugedeckt zu werden, als ihn ein heftiger Schmerz aufweckte — es war sein Sperber, der ihn am Ohre biß. Er glaubt, sein Vogel wolle ihn fressen, und dieser Schreck schüttelt ihn in's Leben; wie groß aber ist sein Staunen als er am Schnabel des Sperbers ein gebratenes Hasenviertel sieht. Der vom Hunger getriebene Vogel hatte die Käfigthüre aufgestoßen, und diesen Imbiß der Mahlzeit einiger Köhler wegstipst. Ihr konnt Euch vorstellen, wie Kind und Vogel sich an diesem Bissen labten. Heerd- und- Dachlos sah daß man nie an der Vorsehung Gottes verzweifeln soll; auf seine Kniee hingesunken dankte er aus Herzensgrund, schwor sich selber helfen zu wollen, wie Gott ihm geholfen hatte, und mit anhaltender Geduld nach allem zu streben. Er machte sich wieder auf, und erreichte endlich eine nahe Stadt, wo er so fleißig arbeitete, daß er sich eine Leier anschaffen konnte. Mit dieser Leier gewann er eine Montirung, und zog fröhlich nach Lyon. Dort fand er einen Meister, der ihn nicht zu sehr schindete. Er sparte sich zwanzig Franken zusammen, mit denen er lesen, schreiben und rechnen lernte. Einst als er bei einem Herrn das Kamin zu reinigen sich anschickte, hörte er einen Knaben von sechzehn Jahren jammern und weinen, weil er eine große Rechnung, die ihm sein Vater aufgegeben hatte, nicht zuwege bringen konnte. Der Kaminfeger legt Besen und Kratzeisen nieder, macht sich an die Rechnung und in fünf Minuten ist er damit fertig, steigt in's Kamin und verrichtet sein Geschäft. Als er wieder herabkommt, war der Vater da, der alles beobachtet hatte. Dieser mustert ihn von Kopf bis zu den Füßen, und fragt ihn: „Was verdienst Du monatlich? — Zehn bis dreißig Franken, den Ertrag der Leier nicht mitgerechnet. — Wohlan, Du sollst hundert Franken gewinnen, wenn Du bei mir arbeiten willst.“

Den andern Tag hatte Heerd- und- Dachlos ein hübsches Kleid und ein nettes Zimmer. Er trat als Comptorschreiber bei diesem Herrn ein, der ein großer Maschinenfabrikant war. Als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, wurde seine Besoldung verdoppelt. Bald gelang es ihm, große Verbesserungen an einer von seinem Herrn erfundenen Maschine anzubringen, und dieser schenkte ihm das darauf erhaltene Erfindungspatent, welches ihm fünfzig tausend Franken eintrug. Nach dem